

Verbundkatalog Kalliope

Artikel zu "Blut"

Bonsels, Waldemar

1909

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden. Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt. Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Adresse: Adlzreiterstraße 7, 80337 München
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia Literary Archives:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Address: Adlzreiterstraße 7, 80337 Munich, Germany
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Dem Dichter des „Blut“ mit herzlichem Danke
Alfred Günther.

IV. Jahrgang

28. Tag im Brachmond 1909

Heft 3



Der Wanderer

Monatschrift
für Jugendsinn und Wanderlust

Herausgegeben vom
Hamburger Wanderverein

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Walter Serno

Nachdruck aus dem „Wanderer“ nur mit Erlaubnis der Schriftleitung
und vollständiger Quellenangabe gestattet

„Blut“, Roman von Waldemar Bonsels

Von Alfred Günther, Dresden

Willi Geiger hat den Dichter gemalt und in seiner außerordentlichen Weise das Wesen dieses seltenen Künstlers gestaltet: Ein blasses Gesicht mit großen, kühnen Konturen, dem feinen, schmalen Mund, um den eine frühe Bitterkeit und wie ein Hohn auf alle Schwäche des menschlichen Herzens liegt, sehr großen, hellen Augen mit ihrer stummen Klage aus großer Einsamkeit und ihrem allzugroßen Wissen von Verzicht und Pein, den hohen, dünnen, in dem weichen dunklen Haar fast transparenten Schläfen sensibler Geister: Ein Gesicht, wie es das Leben denen gibt, die es lieb hat, um in die weiten Flächen von Stirn und Wangen die wehen Zeichen großer Schmerzen, das leuchtende Siegel eines glorreichen Sieges einzugraben. Eine herrische Gebärde fast grausamer Härte wacht über die unendliche Güte, die diese Züge durchleuchtet. —

Waldemar Bonsels tritt mit seinem letzten Roman „Blut“^{*)} neben die besten Namen zeitgenössischer Epik. Johannes Schlaf hatte schon in dem feinen, silbernen Erstlingsbuch „Ave vita...“ die großen Hoffnungen des „jungen Meisters“ erkannt. Nun hat der Dichter über die bei weitem reichere, aber etwas verworrene „Mare“, über das erschreckende „Kyrie eleison“, mit seinem fürchterlichen Schrei entstellter Lippen, und dem entzückenden Capriccio der „Mince“, getragen von der kühnen, glühenden Lyrik des „Feuer“ seine Höhe gefunden.

Wie in allen seinen Büchern gibt Waldemar Bonsels auch im „Blut“ den Leidensweg eines jungen Mädchens, ihr allzufrühes Glück, ihren allzufrühen Gram, ihr frühes Ende. Die dunklen, gefährlichen Mächte des Blutes zerbrechen das liebliche Bild. Heimliche Lüfte und Süchte der Jugend ringen mit dem Offenbarungsglanz mystisch-religiöser Erkenntnis. Und aus dem Gegensatz weiblicher und männlicher Jugend und Lebensdranges, himmlischer und irdischer Liebe, wächst aus der Dichtung ein dunkles, ewiges Symbol: Eros mit der gesenkten, zerstörenden Fackel als grausamer Sieger unter dem Erlöserblick des Gefrönten am Kreuze. —

^{*)} Erschienen bei Alfred Janssen Verlag, Hamburg, 1909.

Mit diesem Roman, der in einer Sprache von unerhörter Fülle und Plastik den einzigen Rhythmus dieses Buches resillos und schlackenrein wie in Reliefs gestaltet, in einer Sprache, die alles sagen kann, die alles verschweigen kann, bringt uns Waldemar Bonsels das Erbe des Novalis. Es ist fast alles von der dithyrambischen Versunkenheit dieses Mystikers in der lieblichen und ernsten Weise dieses Buches von unsrer Jugend Glück und Leid. Aber es ist zugleich ein Neues darin, eine sonnenfrohe, erdsfrohe Wärme, etwas wie der Glaube an die Segnungen der Schmerzen. Jenes Wort aus der Apokalypse, die so oft ihre unendlichen Visionen darin ausleuchten läßt, sollte über dem Buche stehen: „Wer überwindet, der wird alles ererben.“ — „Wir sind so stark als wir in Lust erglühen . . . Wir sind so schön, als wir die Erde sehn . . . Wir sind so reich als Liebe uns beschenkt . . .“, das ist dieses neuen Mystikers Weisheit. Er steht vergrübelt vor den Geheimnissen des Eros, er will, „daß Licht in diese holdseligen Gründe bricht“, er sucht seinen Weg empor über die grausen Täler. Und der Glaube seiner „leuchtenden Jugend“ weist ihn hinaus, weit über die Erde empor, wo verworrene Sternbilder drohen wie goldne Stachel einer im Horn geschwungenen Geißel. — „Wer überwindet, der wird alles ererben.“

Ulrich Günther Dresden

Feuilleton.

Neue deutsche Erzählliteratur.

Bei Fragen Mail@schmidt (95minuten)

Eine literarische Krankheit gibt es, die ich die Oxytraphie der Verdrängung nennen möchte. Größere Leute werden das betrieblieh einfache Wort Schwallöte vorgezogen, vielleicht auch auf D'Annunzio als auf den Rührer der dieser überladenen Manier verweisen. So einfach liegt die Sache aber nicht, denn es handelt sich nicht um bloße Nachahmungen, sondern um talentvolle Versuche. Die Falschheit, gewählte Bemerkungen über interessante weltliche Zustände zum Besten zu geben, daß ihr der Mangel an innerer geistlich-historischen Reife erschuldete, die lebendige Menschen selbst und ihre Schicksale unberührt. Die Entfernung ist aber gleichbedeutend mit einer erschöpfenden Bemerkung der Menschen und ihres Daseins. Eine rein objektive Dichtung gibt es nicht, je wenig wie eine rein objektive Kritik. Immer steht das Ich dem Ich gegenüber, immer heißt es: Entzweite dich! Wirschere ich es doch, sich zu entscheiden, wo das Schicksal der geschicktesten Menschen in eigenen Nebenwänden begeben liegt, in Hochbergen, die an sich oft ganz hübsch lauten und den Aufgaben der persönlich erkrankten Wahrheit erweisen, während es um die Träger und Vertreter dieser schönen Worte oft mehr schief bestellt ist. Schick entweder in ihrer individuellen Lebensmöglichkeit oder in ihrer literarischen Bemerkung, in ihrer Stellung zur Welt und Natur!

Ich weiß nicht, was sich an Wellenat Bonfeld Roman „Blut“) mehr abheben hat: das Pöbel mit be-
trübten Seiten, des heilige Ansehenen recht
Kopier Gedanke durch eine jenseitige Philosophie der Verdrück-
ung, — oder aber die einigmaßen laute, und heilige
Grundgesamtheit des Buches. Es erzählt die Geschichte einer
Verführung, die mit dem frühen Tode des Mädchens endet.
Vorherher angebracht: die Geschichte einer übermüthigen
Plebe von Blut zu Blut. Die kleine Kaffeehaus-Gesellschaft
Dora lebt in dem trüben Elternhaus ein seltsames Leben
hundert Sehnsucht und des Herrschens dieser Welt. Sie
schafft ihre Freiheit bei im Herzen zu schließen, aber sie über-
windet jedes Wort und jede Gedanke ihrer trüben Eltern
und schließt es im Gefühl eines tiefen Traumbereichs ein, wenn
es ihr am Tage schlingern mag, heiligen der Dämon und
Schaden der elendigen Endzeit zu sehen. — Die Kon-
dant der Theologie lautet und lautet, und sie steht sich einmal

⁴⁾ Wilfred Jonsson, Hamburg.

vor, der Seiten habe die Schnitt dieses Heilrich Friedberg angenommen, um sie zu verfolgen. Aber als sie auf seine Fährte sieht, — „Stille sie heimlich fest, daß solche Stiefel, wie er sie trägt, stets den rechten Weg gingen.“ — Sie wird für eine Weile aufrichtig kirchenfromm, denn der neue atemberaubende gläubige Prediger überflutet sie innerlich vollkommen. Bis eines Tages Mark Coy erscheint, das kranke Weltkind, der Innenstraße Heide, die Verarmten. Sie erzählt ihm von dem ersten Bild, und er durchschaut die Situation sofort. „Ich kann niemandem etwas erzählen, der sich in Liebe zu mir stellt,“ sagt er schließlich. Noch weiter dann, als er sie zur entscheidenden Stunde erwartet, monologisiert er:

Meine Liebe zu Dir ist meine Liebe zur Erde. Ich finde mich, indem ich Dir anhebe, was ich zu geben habe, aber ich muß es mir zurücknehmen, Liebe. Auch Du kannst mir nicht helfen, doch sagst Du mir: Bist Du nicht kommungslos, als ich gehen kann, erdulden mein Joch, und endlich neue Sonnen- tage, die mich seiner kühlen Blut empfinden lassen, nehmen es wieder für dich, Liebe für mich. So kann ich fühlen, daß ich bin, denn ich kann nicht um einen Menschen leben. Und die letzte Hoffnung, die niemand recht versteht auf der Erde, findet sich allein . . . Es ist wieder ein Frühling her- gegangen . . . Bist Du noch da? Hast Du je geliebt, Du ge- hörtst einer anderen Zeit an, als diesem Frühling?

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß ein Hochschüler von diesen poetisch durchdrungenen Grundtönen die Hingabe eines Mädchens, dessen heilige Erleuchtung bisher durchaus in religiös christlichen Vorstellungen wurzelte, als eine besonders wohlthuende Befestigung seiner Selbstbestimmtheit empfinden und empfangen muß. „Schenk deine Unschuld meinen schuligen Gedanken, laß mich in deiner Glorie zu meiner Arbeit ruhn . . .“ ruft er ihr zärtlich in den Schlummer der Todesnacht. Worin diese Arbeit bestehen soll, erzählt man leider nicht. Dort Tag und Nacht einzuweilen nur seinen Gedanken und ihrer tollschwerwiegenden, tollschönen, jedenfalls aber heiligen Betrachtung. Dabei ist es im Grunde durchaus Gemüthsreich. Wie lieblich ist es und wie ruhend, wenn Anne-Pete mit offenen Augen sich keines Gesprächs mit einem kleinen Kister erinnert: „Als sie ihn wieder sah, ein großes Kind, belagert von den kleinen Gesellen im Orator, der mühsam und angstvoll seinen Weg in den mächtigen braunen Stämmen der Reide suchte. Er hatte dem Vortier denn geholfen . . .“ und sie hatte es bewundert, denn sie wußte ja, was tief er verlegen konnte. Was sollte sie tun und werden, „welches Ziel beilagte ihr heißes, flüchtiges Inn und seine Zerknirschtheit?“ Ja, das zu sagen fällt auch dem schlauesten Reize nicht so leicht.

Seine Töchter küßt ihre Väter durch eine tödtliche Feuersbrunst. Noch wird in letzter Stunde zu ihr gerufen. Die Kranken-
schwester legt das durch, Boettich, was beide mit den Kisten
gemeinsam hat, beschneidet sie den getrockneten Vater: Die

Wisset nicht mehr, das ist das Schreckliche. Aber ihre Augen, ihr Herz, ihre Hände — — Gott, es ist wahrhaftig so, als bläuen sie vor Schmerz!" Er kommt, und flüchtig hebt er auf ihren entseetzten Körper „mit kalten, furchtbaren Grinsen." Ja, er klopft einen harten Rumpf gegen sein Knie, das härter zu werden trachtet als jedes andere Gefäß." Er wirft Legen, und sie läßt ihn dasig „mit den letzten Kräften, die sie geben sollte." Dann aber bettet er sie „ruhig und so liebend, wie nur einer sein kann, dessen ganzer Dasein seine Einsamkeit ist." Endlich streckt er dahin, ein ganzer Mann, prächtig und voll geliebter Hoffnung, einer Zukunft entgegen — seiner Zukunft, die er abtut und zu deren better Gewalt sein Herz den Mut hatte."

Ich denke, die Proben und der Verlauf des ganzen lassen an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig. Wir haben einen literarisch sehr begabten Verfasser, der mit prächtig fließendem Rhythmus hinausgezogen ist, um sich an feierlichen Entschlossenheit zu beweisen. Teils nicht abnehmend, teils nachlässig ist er dabei dem eigentlichen Gestaltungsproblem ausgewichen, das der Stoff ihm stellt. Er hat sich sonstigen daran notwendig gebietet, sprachlosend wie er ist, und innerlich verflucht, wie er diesem Werke nach den jüdischen Wägen des Lebens gegenübersteht. Bisher wie viele können nicht entschieden genau abgelesen werden, weil sie gerade durch ihre gepflegte Form mit zu leicht einem inneren Wert suggerieren, den sie nicht haben. Sie hinterlassen einen jeden und juglichen Nachgeschmack wie ein Ernst.

Was an Jung Eifers Erzählung vom „Blumen-
hieb“) auch in die Augen fällt, ist der eigenthümlich ge-
perkte Stil, in dem er anschaulich werden will. Besonders bei
Naturanschauungen: „Das Gras buchte flüchtig wie genüßt.“
Die Kirschenblüthe „glühte in einem lahl auf sie niederfallenden
Sonnenschein und dunkelte jäh ab...“ Plötzlich riecht
er unbekanntes Straß. Hart Säulen, Rasen, Knattern,
Aehren, Pflanzen wehen, Rauch mischt, Menschen wagen,
Pflöge trillern, Arie schallen, Dampfer gurgeln, Stimmen
schlagen, Wasser fließt.“ Allmählich legt man den Sinn die-
ses etwas kryptischen Aufgebotes, sieht Gottlieb, den armen
Heilheiler, sein schwangeres Weib schlaflos neben ihm, an
der Hand einen stehenden Ansehen; und vor ihnen steht das
wüthend erdornete Häuschen wahren. Und Unheil, nicht
als Unheil, bricht sich herein. Raphael, das nachsichtliche
Hunderkind, in dem die Eltern in demselben Staunen und
Stolz die ersten Argungen eines heftigsten Geistes er-
wachen sehen, verirrt sich im Wald und erstickt. Die Mutter,
durch den Verlust der ersten Schatz schon hart mitgeman-
nelt, bricht zusammen und stirbt, nachdem sie einem Kinde
das Leben gegeben hat, das sich als diabolisch erweist. Gottlieb

7. E. Fisher, *London*

überläßt man all seine Liebe und das Himmelsgeheimnis, erreicht es mit den Engeln, erfüllt aber selber beide Sein- und Linder als Kelch im Himmelsloos. Er ist nun ganz allein, und Blumen sind seine Unterhaltung. Selbstblumen, die er zu Stäufen bindet und stillhält, bis der Tod ihn selber zum Weinende sticht, den Blumenlob.

Es stellt ein guter Kern und viel schöne Hölzer in dem Baue. Dennoch wirkt es nicht so, wie es wohl wirken sollte. Die tragliche Erschütterung, die der Verfasser mit allen Mitteln, durch Stoff und Stil, hervorbringen wollte, wirkt aus; — man hat! Weil das künstlerische Gleichgewicht fehlt. Die Häufung der Gemeinplätze, mit denen dieses Reichthum schmückel gezeugt ist, ermüdet schon an sich, aber die Monotonie wird noch gesteigert durch die laufende Schere düsterer Naturbezeichnungen wie durch die eingehende Schilderung des weltlichen Enalles des Rammes. Es ist, wie wenn man dem langweiligen Verkluten, den peinlichen Forderungen eines Wäthlers bis zum letzten Witzwort beizubohnen müßte. Abschließend macht ein enderndes Aufsteig des Schweißes das Erzählen schwer; er wollte bei seinem Rechte haften, heißt es da, „geduldig mit vertriebenem, hübschem Fictisch ansetzen, bis die Schweißtropfen auf seiner Stirn im Fieberland ihrer Ränder gerundet, im Fieberdunst ihrer Lippen wieder ausbrechen wie Thiertröpfen aus ebenerdigen Wunden. Schmelzender und schmelzender Standorte ein Fieberdunst in dem hoch gegen das erkrankungslose Heiß...“ Und als von einer ähnlichen Hypergraphie der Beschreibung jenseit des rationalen Witzes: „Kandahari mußte sich ein Fabel in seinem Blute auflösen (!), gedachte er des täglichen Umganges mit seinem Kinde... mit der Fabel erbarnte und schmeißt sich wie Glas in seinen Adern hoch —“ In dergleichen Vorstellungen fehlt mir die Geschicklichkeit, ich empfinde sie als geistig und böse sehr, der Verfasser, dessen Talent manches verprügelt und das vor allem eine sehr energische Selbstkritik erkennen läßt, wird häufig seinen Obelisk nach dieser Richtung hin begehmen. Das Verfehlen aller echten Poesie ging nach ihm dahin, das Besondere und selbst das Ungewöhnliche als ein Natürliches darzustellen und erkennen zu lassen, nicht aber ungelöst das Natürlichste zum Ungewöhnlichen vorzuführen.

Einen wertvollen Roman, der eine beträchtliche Breite des Lebens vor uns stellt und zugleich durch die Entdeckung eines verfallenden Einzelgeschicks einen tiefen Mittelpunkt erhält, hat Hermann Stehr geschrieben. In der Komposition wirken sich die „Drei Reiche“ eines verhältnißlos: ein Lehrer erzählt aus der Erinnerung an seine Brautjahre die Geschichte eines Freundes, die ihm dieser in der Nöthigkeit erzählt hat. Eine handlich höhere Familiengeschichte dreier Generationen. Gleichzeitig ein Spiegelbild der manniglei eingezei-

Dr. E. Richter, Berlin

Zeitungen/Prag/Prager Tagblatt/17. Juli 1914
Bremen/Weser Zeitung/18. Juli 1909

Literatur.

„Blut.“ Roman von Waldemar Bonsels. 1. B. Zweite, umgearbeitete Auflage. Verlag G. B. B. & B. B. Leipzig, Eilenburgerstr. 4. 3 Mark, gebunden 4 Mark. Der Roman, der bei seinem ersten Erscheinen (1909) von dem kleinen Kreise der Kenner als das Werk eines echten Dichters begrüßt worden war, liegt jetzt in einer neuen, umgearbeiteten Ausgabe vor. Manches störende Beiwerk, mancher dunkle Ausdruck hat der besseren Einsicht des Autors weichen müssen, und man darf getrost behaupten, daß nunmehr einer Verbreitung des Buches in weitestem Kreise keine Hindernisse mehr im Wege stehen. — Es ist ein seltsames Werk, was uns Bonsels da geschenkt hat: ganz sachlich und schlicht, tief und innerlich; wie Fontanes „Effi Briest“ die Geschichte eines unglücklichen Mädchens und seiner unschuldig-schuldigen Eltern. Anne-Dore Wendel wird wie Effi Briest das Opfer einer verfehlten Erziehung. Doch damit ist eigentlich schon zu viel gesagt. Fontane und Bonsels maßen sich im Grunde kein Urteil an; sie lehren nicht, sie predigen nicht, sondern sie berichten; sie klagen nicht an, sie geraten nicht in Entrüstung, sondern sie suchen zu verstehen. — Anne-Dore, die Tochter eines früheren Missionars, ist streng religiös erzogen; ihr junges Leben ist gleichsam durchtränkt mit der Erlösungslehre. Was das Kind täglich vor sich sieht, ist das Trostwort des Heilands für bange Seelen: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“ Ihr Blut, heißt es einmal, „ist in einen seltsamen Bann gesprochen“, es fließt „wie unter den Klängen einer Kirchenorgel.“ Alles Natürliche wird ihr zur Sünde. Ihrer Mutter, einer weinerlichen, seelisch dürftig ausgestatteten Frau, ist sie entfremdet, und auch zu ihrem Vater, der gütiger und wärmer ist und sie auf seine Art herzlich liebt, vermag sie kein rechtes Vertrauen zu fassen. Nach Schönheit dürstend, fühlt sie sich in ihrem nüchternen Elternhause verwaist. Kein Wunder, daß ihr glühendes Herz sich dem ersten erschließt, der ihr Erfüllung ihrer Sehnsucht zu versprechen scheint. Der junge Mark Eng, ein seltsames Gemisch von Schwäche und brutaler Kraft, ein unreifer Träumer, dessen Schmerzen nicht echt wirken, und der, wie der Dichter andeutet, erst durch ein großes Leid geläutert werden muß — Mark Eng kann diese zarte, überzarte Seele nicht erlösen; seine Hände sind zu plump für sie: er kann sie nur zerstören. Von den beiden Mächten, die um sie ringen, ist die alte, der sie von Kindesbeinen an unterworfen war, die stärkere. „Wie war es zuletzt gewesen? Als ob die Flügel ihrer Seele, die Jesu Blut verklärt hatte, in das rote warme Blut ihrer irdischen Liebesnot nidergetaucht wären.“ Ihre Hingabe an den Geliebten erscheint ihr im Angesicht eines feierlichen Abendmahls als Verrat an ihrem Heiland, und sie fällt auf den Stufen des Altars in Ohnmacht. Ihr Ende und der Schmerz ihres Vaters sind mit einer dichterischen Kraft gestaltet, der sich niemand entziehen kann. — Man muß diesem feinen Dichter und seinem zarten, intimen Buche viele Leser wünschen.

Literatur.

Blut. Roman von Waldemar Bonsels. Hamburg 1909. Alfred Janssen.

Wenn man unter den Begriff Roman alle die Erzählungen faßt, die sich nur um die Entwicklung eines einzigen Charakters bemühen, dann erscheint die Kühnheit, mit der der Verfasser diese 199seitige Novelle als Roman bezeichnet, immerhin begreiflich. Da er aber außerdem etwas zu sagen hat, ist man sogar zum Verzeihen bereit. Denn dieses Buch ist nicht nur geschrieben, sondern es hat seinen Ursprung in dem inneren Erleben eines Dichters. Und solche Bücher nimmt man gern und dankbar hin, auch wenn sie nicht halten, was der Untertitel verspricht. Um so sicherer aber greift der Obertitel ins Herz dieser Erzählung. Das Blut, der purpurne Unterstrom unseres Lebens, auf dem die leichterregten Wellen der Empfindungen sich wölben und ineinanderfließen, das Blut, die unergründliche Quelle der Triebe und Leidenschaften, die es mit tieferen Linien furchen, als Blut, das uns willenlos ins Dasein reißt und unaufhaltsam dem Ende zutreibt, ohne selbst endigen zu müssen, dieser geheimnisvollste aller Säfte, der das unbewußte Gedächtnis der Geschlechter ist und unermüdlich das Vergangene an das Zukünftige knüpft, dieses ewige Blut pulst auch in Anne-Dore, deren Jugend, kurzes Glück und schneller Tod diese Novelle mit schönem Gelingen zu gestalten versucht. Gegen ihr Schicksal treten alle andern des Buches in den Sintergrund, wo sich die blutleeren Schemen aufzuhalten pflegen. Der Vater, ein pensionierter Missionar, die Stiefmutter, eine bigotte Person, Helfrich Friedberg, der den immer frommen und immer ungeheuerlichen Predigantskandidaten, der in der Literatur noch immer nicht ausgestorben ist, mimen muß, und Pastor Jakobi, der erleuchtete Diener am Worte, sie alle bleiben in einem ungewissen Hellsdunkel, das man

wohl in der Novelle, aber nicht im Roman verträgt. Der eine Vorwurf aber kann dem Verfasser nicht erspart bleiben, daß er auch Mark Eng, Anne-Dorens Gegenspieler, nicht stärker herausgestellt hat. Auch er bleibt eine ebene Figur, ohne individuelle Züge, und ist fast nichts anderes als der Vertreter des männlichen Prinzips. Nach Woher? und Wohin? darf man ihn schon gar nicht fragen. Das beweist, bei dem hier zur Verhandlung stehenden Thema „Blut“, das Vorhandensein einer auch in der Novelle auffallenden Lücke.

Dagegen verdient die künstlerische Behandlung des Hauptcharakters vollstes Lob. Diese Anne-Dore werden viele lieben müssen. Mit tiefem Verständnis und feinem Gefühl wird das Erwachen einer Seele durch die Liebe geschildert bis zum tragischen Konflikt, der sich aus der Kreuzung mit dem religiösen Motiv ergibt. Ein ungewöhnliches Maß von Temperament glüht aus dem gutgepflegten Stille. Zuweilen wird er zu wortreich, besonders dort, wo der Verfasser die dem Seelenzustande entsprechende Geste wohl mit heiklem Mühen gesucht, aber nicht gefunden hat.

Sonst aber spürt man das weise Maßhalten, das den Künstler ziert.

Wandsbeck.

Ewald Gerhard Seeliger.

Blut, Roman von Waldemar Bonsels, Verlag Alfred Janssen, Hamburg. Geb. 4 Mk.

Wenn aus der jüngsten Dichtergeneration ein Name bleiben wird, so ist es Waldemar Bonsels, der uns in diesem Frühling zu seinen beiden ersten Romanen „Ave vita“ und „Mare“ einen neuen „Blut“, geschenkt hat. Was unsere Zeit bewegt, und was viele, die in ihr befangen sind, als Bilder einer beschränkten Gegenwart gestaltet haben, tritt bei ihm in größere, allgemeine Zusammenhänge, die es als uralte Fragen des Menschengeschlechts erscheinen lassen und alles zeitlich Beschränkte aufnehmen in den großen Gang der ewigen Natur. Wo andre dunklen Ahnungen ihres Blutes folgen, hingerissen in den Bann seiner tiefen Schauer und verloren im Rausch

seiner Beglückungen, schaut hier ein Auge lächelnd über alle Not und alles Glück der Erde hin, gütig und hell; weil es erkannt hat, daß es also hat sein müssen, daß alles Einzelne und Zeitliche in den hohen Willen der Natur beschlossen war. Nur wer diese Zusammenhänge überblicken kann, ist berufen, den Dingen ihren Namen zu geben und uns ihr Wesen zu deuten. Dem Dichter des „Blut“ scheint eine alte, heimatliche Vertrautheit mit den Dingen dieser Erde das Recht zu geben, sie in seine kühnen und furchtlosen Hände zu nehmen und mit ihnen zu walten, wie der Erbe mit seinem angestammten Gut. So heimisch ist ihm die Erde und so verwandt fühlt er sich ihrem tiefen Wesen.

Das ist die Wirkung dieses Romans auf alle empfänglichen Gemüter, daß man sich mitgerissen fühlt in den Rhythmus eines starken, jubelnden Lebens, daß man die Dinge mit reinen und unbefangenen Augen sieht, kindlich eingebettet in ihren dunklen und ungewissen Drang. Und soll von dieser persönlichen Wirkung des Romans ein Schluß auf seinen künstlerischen Wert gezogen werden, so muß daran erinnert werden, daß die Wirkung eines Kunstwerks sich darnach bemißt, wie weit die Persönlichkeit des Künstlers mit dem Wesen der Dinge vertraut ist. Der große Künstler erweitert die individuelle Gestalt und das besondere Schicksal zum Allgemein-Menschlichen. Wenn dies in dem Roman „Blut“ erfüllt ist, so ist die künstlerische Leistung um so größer, als die behandelten Probleme an einem ganz singulären Vorwurf ansetzen und sich erst von da aus zum Allgemein-Menschlichen erweitern.

Bedächtig und umständlich schildert der Verfasser zunächst die heimatliche Umgebung, in der die Heldin des Romans aufwächst. Es ist das enge, freud- und ereignislose Haus eines Missionars, der im Dienst der Kirche steht und seine Tochter in der behütenden Weltfremdheit seiner christlichen Ideale zu erziehen sucht. Da diese Abgeschlossenheit dem Leben mit seinen natürlichen und starken menschlichen Anforderungen keinen Einlaß gewährt, bleibt sie vor allem verschont, bis ihren Weg ein

Mann kreuzt, der in ihrer unerwachten, empfänglichen Seele stärkere Lebenskräfte fühlt. Um dieselbe Zeit wird in die Gemeinde, der die Missionarsfamilie angehört, ein junger Geistlicher gewählt, dessen feuriger und heredter Mund den strengen Ernst des Christentums predigt und alle Gemüter wie im Sturm mit sich fortreißt. Auch Anne-Dore wird ergriffen. Das Christentum ihrer Eltern erscheint ihr nun schwächlich und unentschieden gegenüber dem entschlossenen und leidenschaftlichen Ernst des Geistlichen. Seine Warnrufe erschrecken sie, seine bedingungslosen Forderungen, für das Heil der Seele zu sorgen und der Wiederkunft des Herrn gewärtig zu sein, entflammen ihren Mut zu solchem Tun; aber zugleich erwacht in ihr eine Liebe zu dem jungen Mann, der ihre religiösen Anschauungen und Ansprüche ohne jedes Zugeständnis abweist, ihr menschliches Wesen aber wie nie jemand zuvor versteht und weckt. Bald erkennt sie, daß ihre Natur, die in ihrem Tiefsten unsicher gemacht ist um nach Gewißheiten verlangt, sich für das eine oder andere entscheiden muß, entweder für die kühnen Forderungen des Glaubens, von der Welt und ihrer Lust zu lassen und einzig des ewigen Heils gewiß zu werden, oder für ihr irdisches Leben, das die warme, menschliche und tief beglückende Gemeinschaft mit ihrem Geliebten will. In diesem Kampf entscheidet schließlich die Blutsbeschaffenheit, das arme Erbteil ihrer unfrohen und schwachen Eltern. Sie ist ihrem Geliebten und seinem herrischen Leben nicht gewachsen, aber auch nicht den hohen Anforderungen jenes heilsbegierigen Christentums, das größere Kräfte erheischt, als ein natürlicher Mensch besitzt. Der Tod beendet ihre Kämpfe. Nur in ihrer tiefsten Stunde, bei einem Abendmahl, hatte sie, wie von einer Vision überrascht, gefühlt, daß ihr religiöses Verlangen nicht befriedigt werden könne, wenn nicht ihrem menschlichen Verlangen ein Gleiches geschähe: daß das Blut Jesu Christi, das alle Menschen erlöst, mit ihrem eigenen irdischen Blut und seinen tiefen Erlösungen in einem dunklen Zusammenhang stehen müsse.

Dieses Schicksal schildert der Verfasser in einer

Sprache, deren Glanz und Leben den Leser immer mächtiger in seinen Bann zieht. Mit feinem Humor ist die Gestalt des Kandidaten Friedberg gezeichnet, dessen Unzulänglichkeit selbst durch kein Mißgeschick mehr geheilt werden kann; mit wunderbarer Plastik ist namentlich die Probepredigt des jungen Geistlichen geschildert und der tiefe Eindruck, den seine Persönlichkeit auf die Zuhörer macht. Am vollkommensten aber scheint mir die erste Liebesnacht gestaltet, so zart und frei, wie es nur reine Hände vermögen.

Eine würdige Ausstattung und verständnisvolle Umschlagzeichnung von der Hand des Münchener Malers Willi Geiger ergänzen alle Vollkommenheiten des Buches, dem gewiß ein langer, wenn auch stiller Weg beschieden ist.

J o h. F. H a h n.

Die Chronik der Stadt Söderburg. Ein Kleinstadt-Roman. Von Werner von der Schulenburg. Berlin [1909], Concordia Deutsche Verlagsanstalt Hermann Ehbod. M. 2,50 (3,50).

Wer in diesem Erstlingswerk ein neues Talent zu entdecken hofft, einen Jünger Wilhelm Raabes etwa (der ja auch mit einer „Chronik“ zuerst auf den Plan trat), wird empfindlich enttäuscht. Man empfängt den Eindruck, daß der Verfasser ein kultivierter, belehener und anscheinend auch weitgereister Mann ist, den der Ehrgeiz des Dilettanten verführt hat, allerhand Erlebtes zu einem Roman zu gestalten. Dazu fehlt ihm leider künstlerisch nahezu alles: Charakterisierungsgabe, Psychologie, Stilgefühl und die Fähigkeit, seine Menschen lebenswahr reden zu lassen. Ganz in blasser Konvention ist die männliche Hauptperson steden gelieben: ein junger Historiker, der den Auftrag erhalten hat, die Chronik einer ehemaligen kleinen Residenz zu schreiben und bei dieser Gelegenheit mit einigen Hindernissen zu einer Lebensgefährtin gelangt. Ein halbverrückter Fürst, der die Mediatisierung seines Ländchens nicht verschmerzen kann und mit Hilfe einiger Anhänger einen „Staatsstreik“ plant, wäre höchstens auf der Operettenbühne zu ertragen; aber auch die ernstesten zu nehmenden Nebenfiguren sind sämtlich kaum flüchtig angelegt und stehen sich in ihrer Vielheit auf dem engen Raum der Erzählung nur im Wege. Gewaltsam und stillos genug werden gegen den Schluß hin etliche Episoden aus dem russisch-japanischen Krieg eingeschaltet, die mit der Haupthandlung auch nicht den losesten inneren Zusammenhang besitzen. Nach der positiven Seite bleibt sonach höchstens ein kleines Darstellungstalent nebst einer Anzahl geistreicher Bemerkungen zur allgemeinen Kultur zu registrieren, um die herum aber nicht notwendig ein Roman mit einer lörichten Handlung geschrieben zu werden brauchte.

J. E.

Wut. Roman. Von Waldemar Bonsels. Hamburg 1909, Alfred Janssen. 199 S. M. 4.—

Bonsels erzählt in seinem neuen Roman, wie in der Seele eines schönen jungen Mädchens, das in dem Milieu eines beschränkten und gewohnheitsmäßigen, aber doch fanatisch zähen Christentums groß geworden ist, die Liebe erwacht. Dieses Erwachen ist kein stilles heiliges Fest, sondern eine Katastrophe; eine Katastrophe, der alles zum Opfer fallen muß: das Glück einer Familie, das Leben des jungen schönen Kindes selbst. Nur einer geht unverfehrt aus dem Zusammenbruch hervor, und das ist der, den Anne Dore geliebt hat. Er wird seinen Verlust rasch vergessen über der Fülle und Weite des Lebens, die noch vor ihm liegt. Diese Geschichte klingt sehr einfach, ist aber doch recht besondersartig, und zwar vor allem wegen des ausgesprochen religiösen Einschlages, den sie von der ersten bis zur letzten Seite aufweist. Anne Dore ist in der freudlosen Atmosphäre ihres Elternhauses um ihre ganze Jugend gebracht worden. Systematisch wurde unterdrückt, was an Bedürfnis nach Glück, an naiven weltlichen Wünschen in ihr gelegen haben mochte. Am Predigt und Andacht, fromme Werke, Mission und Abendmahl drehten sich die Gespräche im Hause Wendel. Anne Dore ist dabei nicht glücklich und nicht unglücklich gewesen. Sie hat mitgetan, aber immer ein wenig widerwillig mitgetan, hat immer auf etwas gewartet. Und nun kommt die Liebe. Aber da ist sie nicht mehr imstande, ihr frei und offen entgegenzugehen. Ihr Sinn ist so fest in der fanatischen Mystik ihres geistlichen Lebens befangen, daß sie die Liebe wie eine Sünde ansieht, und es hebt nun in ihr der furchtbare Kampf zwischen

dem Verlangen nach der Sünde und ihrem religiösen Glauben an. Er wird verschärft dadurch, daß der Geliebte nichts glaubt und im Grunde nur Verachtung für den Lebenskreis, der Anne Dore festhält, hegen kann. Es reißt Anne Dore bald zu dem einen, bald zu dem anderen Herrn; bald steht es besser um die Sache des Geliebten, bald um die Sache Christi. Sie hat sich dem Geliebten hingegeben, aber noch immer ist der Kampf unentschieden. Doch er wird für sie zu schwer. Als sie an der Seite ihres Vaters das Abendmahl nimmt, bricht sie in furchtbarer Raserei zusammen. An den Folgen einer Gehirnerschütterung, die sich dadurch noch kompliziert, daß Anne Dore schwanger ist, haucht sie ihr Leben aus. Bonsels hat den religiösen Hintergrund mit großer Liebe und Virtuosität herausgearbeitet. Er kennt die religiösen Anschauungen, die er schildert, sehr genau, und die psychologische Entwicklung Anne Dores und ihres Kreises ist glänzend durchgeführt. Weniger glücklich ist die Gestalt des eleganten Verführers getroffen. Den Vorbildern, denen er nachgeschaffen ist, wird man öfter im Roman als im Leben begegnen; eigentlich so der Arttyp des herzlosen Herzeleidens, der, da ihm das Schicksal verwehrt hat, wirklich tief und eckig zu lieben, stets in „stolzer Einsamkeit“ durchs Leben ziehen muß. — Die Form des Buches steht nicht auf gleicher Höhe wie sein innerer Gehalt. Bonsels schreibt oft sehr schwerfällig, umständlich und verliert sich gern in Schwulst und Phrasen. Zwar merkt man auch diesen Phrasen noch an, daß Bonsels an sich mit ihnen etwas sagen wollte, aber seine künstlerische Kraft reicht nicht so weit, es wirklich zu tun. Vieles wirkt im Ausdruck sehr gesucht und geziert, sehr prätentios. Überall fehlt es an Schlichtheit, naiver Selbstverständlichkeit des Stils. Ich zitiere einige Sätze, auf die ich beim Durchblättern zufällig stoße: „Im roten Sturm ihres erwachten schweren Blutes hob ihre junge Jugend alle verschonte Kraft zugleich in einem Übermaß von Lebenstriumph und Glut.“ „Seine Worte sanken ein in die blutige Dämmerung ihrer Seelenqual, in ihrer Kühnheit erlösend wie Licht und schmerzhafter als der bittere Tod.“ „Ihre tiefe Melancholie und alle ihre Traurigkeit verslogen rasch in dieser Heiterkeit, die er ihr durch sein Wesen gab wie das köstlichste Heilmittel, das nur ein Mensch erfinden konnte.“ Dazu tritt zuweilen eine ärgerliche Lässigkeit und Niederlichkeit des Ausdrucks. Gern sei zugestanden, daß andere Stellen diese Nachteile wieder wettzumachen suchen, frisch und unmittelbar wirken, und daß man überhaupt trotz aller Entgleisungen stets den Glauben behält, es ist kein Stämper, es ist ein Dichter, der hier spricht. Aber das Buch liest sich so, wie es uns jetzt geboten wird, schlecht und schwer und ich kann mir denken, daß es manch einer nach Bewältigung der ersten Seiten wieder aus der Hand legt. Bonsels wird gut tun, unsere Geduld und Nachsicht künftig weniger in Anspruch zu nehmen.

Eichwalde

Eberhard Buchner

Novellen von der Liebe. Von E. A. Poe. Deutsch von Gisela Egel. München und Leipzig, Georg Müller. 120 S. M. 3.—

Es sind die fünf Erzählungen: „Eleonora“, „Ligeia“, „Morella“, „Berenice“, „Das ovale Porträt“. Diese Novellen, in denen Poe mit höchster Kunst das Problem der Liebe behandelt, sind freilich nicht die einzigen Liebesnovellen des großen Amerikaners. Sie sind auch nicht von gleichem Wert: „Ligeia“ und „Morella“, in denen der Dichter den Gedanken, daß die Liebe stärker ist als der Tod, in einer Sprache von blutender Schönheit und be-

Telephon 12.801

„OBSERVER“

I. öst. behördl. konz. Unternehmen für Zeitungs-Ausschnitte

Wien, I. Konkordiaplatz 4

Vertretungen

in Berlin, Budapest, Chicago, Christiania, Genf, Kopenhagen, London, Madrid, Mailand, Minneapolis, New-York, Paris, Rom, San Francisco, Stockholm, St. Petersburg
(Quellenangabe ohne Gewähr)

Ausschnitt aus:

-3 2 1910 *Illustrierte Zeitung, Leipzig*
vom:

Ein starkes und schönes Buch, eine echte Dichtung voll Glanz und Farbe, in der aber auch die tiefsten religiösen Fragen berührt werden, ist der Roman „Blut“ (Hamburg, Alfred Janssen; geb. 4 M.) von Waldemar Bonsels. Der Dichter erzählt mit eindringlicher Kraft und alle Vorgänge psychologisch sorgsam entwickelnd, wie über ein junges und schönes Mädchen, das in engherzig christlicher Umgebung aufwächst, wie ein Frühlingssturm die Liebe kommt. Wohl bringt die Liebe unbeschreiblich tiefes Glück in ihr Leben; nach Wochen seliger Liebesgewißheit entbrennen die inneren Kämpfe aber von neuem, und der wehe Schluß auch dieses Liebestraumes sind Leid und Tod. Einige Kapitel sind von ganz berückendem Zauber. Die Sprachbehandlung ist freilich nicht immer einwandfrei; Schwerfälligkeit und Schwulst stören mehr als einmal den Genuß. Und doch ist „Blut“ das Werk eines echten Dichters, dem nur noch nicht das Geheimnis schlichter Schönheit sich offenbarte.

Klose & Seidel

— Bureau für Zeitungsausschnitte. —

Berlin NO. 43, Georgenkirchplatz 21 I.

(Liest die meisten Zeitungen und ist das
bestorganisierte Bureau Deutschlands.)

Zeitung:

Tägliche Rundschau

Ort:

Berlin

Datum:

- 8. OKT. 1913

Blut. Ein Roman von Waldemar Bonsels. Verlag von
Hesse u. Becker in Leipzig. Zweite Auflage. 204 S.

Unter den jüngeren Münchenern hat sich Waldemar Bonsels mit der Zeit einen Platz erobert, ein Norddeutscher, der in München warm geworden ist. Ein Holsteiner, dessen Art eigentlich gar nicht ins literarische Münchenerium paßt, weil sie viel zu schwer, zu düster, zu versonnen und versponnen, mit einem Worte: weil sie eben doch norddeutsch ist. Aber auch der alten Münchener Richtung, die sich an Geibels Namen knüpft, gehörten ja Norddeutsche an: Adolf Wilbrandt aus Rostock, Wilhelm Jensen aus Holstein, August Kopisch aus Breslau. Bonsels hat schon im „Ansekind“ erkennen lassen, daß er eher den Hölderlin und Storm zuzuzählen ist, als etwa den Henze und Hopfen. Er liegt im Kampf mit der Form, er gestaltet nicht gefällig und eindrucksvoll zugleich, wie etwa Henze, sondern er sucht und ringt, mitunter quält er sich mit dem Ausdruck. Es mangelt ihm an Plastik, an Sinnfälligkeit. In seinem Bedürfnis nach Stimmung, dem er oft allzusehr nachgeht, gerät er leicht in eine Verschwommenheit, die der Phrase nicht fern ist. So, wenn er z. B. sagt: „Die Nacht gab ihrem Schlummer Kühle, und die Düfte der blühenden Pflanzen erschufen ihre Träume, und alle Sehnsucht unter ihnen spielte hell und langsam das große Lied des ewigen Triumphes.“ Und dennoch: der Roman hinterläßt den Eindruck eines ernstesten, vornehmen Strebens, und sein ganzer Gedankengang nimmt für den Verfasser ein. Ein junges Mädchen, die Tochter eines Missionspredigers, läßt sich in ihrer beschränkten (und darum glücklichen) Weltanschauung durch einen reichen jungen Mann überrumpeln. Ein Seelsorger, der es herzlich gut meint, aber von der Seele des Menschen nur wenig versteht, und ein sehr angesehener Kanzelredner vermögen nicht, sie auf die alte Bahn zurückzuleiten. Den schweren, aufreibenden Widerstreit zwischen Kirchenglauben und Lebenslust hat Bonsels mit großer Liebe und feinem Verständnis entwickelt. Seine Anne-Dore geht an ihm zugrunde. Als sie eines Tages das Abendmahl empfängt, bricht alles in ihr zusammen. Das Gefühl der Unwürdigkeit überwältigt und vernichtet sie. Von da an kränkelnd, erliegt sie ihren Gewissensqualen. Der Arzt steht so ratlos am Krankenbett, wie der eigne Vater, der Missionsgeistliche. Man sieht, Bonsels hat da einen Fall behandelt, der in anderen Händen zu etwas ganz anderem werden könnte, unter Umständen zu einem Werk voll Hohn und Auslehnung. Aber Bonsels liegt alles Polemische fern. Ihn ergreift, ihn wärmt nur das Schicksal dieses jungen Mädchens, das unter ihrem heißen Blut leidet und einige verschwärmte Stunden mit dem Leben büßen muß. Das haben andere vor Bonsels freilich eindringlicher und bedeutender erzählt, aber auch seine Anne-Dore ist eine anziehende Gestalt in der langen Reihe jener Mädchen, deren Lebensflämmchen von den rauen Winden des Lebens jäh gelöscht wurden. Es bleibt dem Leser überlassen, sie als Entgleiste zu werten oder als Märtyrerinnen.

Paul Zschorlich.

Klose & Seidel

— Bureau für Zeitungsausschnitte. —

Berlin NO. 43, Georgenkirchplatz 21 I.

(Liest die meisten Zeitungen und ist das
bestorganisierte Bureau Deutschlands.)

Zeitung: Berliner Volks-Anzeiger

Ort: Berlin

Datum:

- 7. März 1918

„Blut.“

Unter dem kriegsmäßig klingenden Titel „Blut“ ist im Verlage von Giese & Becker (Leipzig) ein Roman von Waldemar Bonsels erschienen, aber in Wahrheit wird die höchst persönliche Angelegenheit der zarten und schönen Anne-Dore behandelt, die der Stimme ihres Blutes gehorcht. Das Mädchen wächst in dem Hause eines weltfremden, pedantischen Vaters und einer ergebenen, schweigsamen Mutter auf, und je älter es wird, desto mehr entfernt es sich von den Idealen der Eltern, die den Sinn der Erde leugnen. Die sinnfreudige Heiterkeit, die Anne-Dore erfüllt, ist ihren so ganz anders gearteten Angehörigen peinlich, und mit allen Mitteln, die wohlmeinende Liebe nur zuläßt, suchen sie die Tochter an ein Leben des Verzichtens und Entbehrens zu gewöhnen. Aber Anne-Dore, die mit der Innigkeit eines wahrhaft gottgesegneten Kindes dem Weben der in allen Ausstrahlungen reichen und schönen Natur lauscht, will nicht einsehen, daß immer Frieden und Sinnenglück sich ausschließen, und der Gegensatz zwischen ihr und den Menschen ihrer Umgebung vertieft sich immer mehr. Auch der brave Kandidat Helferich, der sich in dem Landhaus ihrer Eltern zum Examen vorbereitet, vermag dem jungen Menschenkinde nichts zu bieten, und die Liebe, die er Anne-Dore entgegenbringt, ist viel zu lau und herb, als daß sie in einem starken Empfindungs-menschen irgendwelche Gefühle auslösen könnte. So lebt Anne-Dore ihr eigenes Leben — sie verschließt sich vor den Menschen, da sie fürchtet, nur Verständnislosigkeit zu begegnen. Da kreuzt eines Tages der junge weltmännische und daseinsfrohe Engheim ihren Weg, und nun erfährt sie alle Schauer beseligender Liebe — sie lernt den wahren Sinn des Lebens kennen. Nur für Augenblicke kann sie das Bewußtsein, daß Engheims Herz unberechenbar ist, stören, die Macht ihres Gefühls ist so stark, daß alle Bedenken schweigen. Aber tiefer als selbst die Liebe wurzelt in ihr doch das Gefühl von der Sündhaftigkeit ihres Tuns, und nach einem kurzen Rausch bricht sie zusammen. Erst sterbend empfängt Anne-Dore, die schon an ihrem Ge-

lieben verzweifelt und ihm im stillen den Vorwurf gemacht hatte, daß er sie aus der Ruhe gerissen habe, die Gewißheit, daß der Traum ihres Glückes sich erfüllt hat.

Der Roman von Bonsels ist nicht frei von gedanklichen Unklarheiten und stilistischen Eigentümlichkeiten, aber er erfreut durch trefflich aufgenommene Charakterzeichnungen und dichterische Naturbeschreibungen.

S. S.